

In 3 Schichten

1. Schicht – Händewaschen § 43

In einem fensterlosen Raum konstituiert sich ein epistemisches Dispositiv der eigenartigsten Art: ein verstaubtes Video zum Händewaschen. Das Video soll uns im Sinne einer institutionellen Zertifizierung dazu legitimieren, das Essen hunderter Fremder fachgerecht zu befeuern. Ich bezweifle, dass es uns gleichermaßen qualifiziert. Die asphaltgrauen Monoblock-Stühle sind größtenteils unbesetzt. Lediglich ein junger Mann vor mir rekurriert auf das kollektive Wissensarchiv des Internets und gibt den Begriff „Keim“ in die Suchmaschine seines Smartphones ein.

Ehe die Bescheinigung nach § 43 des Infektionsschutzgesetzes ausgehändigt wird, wird jedes Individuum von einer Gesundheitsamt-Beamt*in aus dem fensterlosen Raum herausgeführt und ins Büro vorgeladen. Auf dem Schreibtisch steht ein Computer, auf dem Windows installiert ist und ein Kartenspiel läuft: die stille Manifestation des bürokratischen Habitus. Ich nehme gegenüber der Disziplinarmacht¹ Platz, sie zieht einen Stapel Papiere hervor. „So!“ sagt sie.

Mein akademisch-verschulter Geist antizipiert eine epistemische Prüfungssituation, ehe ich die institutionelle Wissensanerkennung erwerbe. Stattdessen vollzieht sich eine administrative Legitimierungspraxis: Die Autorität kreuzt an, wo ich unterschreiben soll – als Versicherung, dass ich die basale Körperhygiene nach dem Urinieren verinnerlicht habe. Diese Unterzeichnung konstituiert mich als hygienisch-kompetentes Subjekt: Ich darf jetzt anderer Leute Essen anfassen.

Die Autorität fragt, ob es eine ehrenamtliche oder berufliche Tätigkeit sei. „Ein Minijob in einer Bäckerei“, antworte ich.

„Vom Arbeitsamt vermittelt?“, fragt sie. „Nein“, antworte ich.

„Anderweitiges Einkommen?“, fragt sie.

Ich zögere. Ich vollziehe eine kurze praktische Abwägung zwischen epistemischer Redlichkeit und ökonomischer Bequemlichkeit – und entscheide mich für erstere. Ich antworte: „Ja, ein Promotionsstipendium.“

Die soziale Distinktion dieses Begriffes entfaltet ihre Wirkung prompt. Die Beamtin schaut interessiert auf, setzt sich aufrechter hin und beginnt bereits zu Schmunzeln, ehe sie ihren Witz formuliert: „Ooooh – worin promovieren sie denn: Zum Liebesleben der Ameisen?!“²

Im fensterlosen Raum warten weitere Menschen auf ihren Gesundheitsausweis. Ich verweile einen Moment in dieser Frage. Das Tier als Projektionsfläche für das Absurde, das Unernst, das Irrelevante. Eine Geste der Delegation akademischen Wissens im außerakademischen

¹ Das Gesundheitsamt fungiert hier als Normalisierungsinstanz im Foucaultschen Sinne: Es bescheinigt nicht Kompetenz, sondern Konformität und übt als solches soziale Kontrolle aus. Siehe: Foucault, Michel (1976): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

² Aristoteles zählte Ameisen zu den sogenannten „zoa politika“ – den „politischen Tieren“. Im Gegensatz zu Bienen, die von einer Königin beherrscht werden, seien Ameisen herrschaftslose Wesen, die dennoch als Gemeinschaft zusammenleben und kollektive Ziele verfolgen (und erreichen). Er vergleicht das Zusammenleben und Gemeinwesen der Ameise mit der menschlichen Gesellschaft. Siehe: Aristoteles: *Historia Animalium*, 488a7–10; vgl. auch *Politik*, 1253a7.

Diskurs. Die Autorität will mich nicht gehen lassen. Sie glaubt, dass ich zu Ameisen promoviere und ich weiß nicht, wieso sie das glaubt, und ich weiß nicht, ob ich mich deswegen grundsätzlich hinterfragen sollte – noch grundsätzlicher als ohnehin schon, meine ich. Also konstatiere ich: „Ich promoviere in Philosophie.“

Erneutes oooh.

Es gibt unterschiedlichste Reaktionen, auf diese vier Worte. Meine liebste Reaktion bekam ich beim Vorstellungsgespräch in der Bäckerei. Meine Chefin in spe, am ganzen Körper tätowiert (soweit ich sehen konnte) und gepierct (soweit ich sehen konnte), ungefähr fünf Jahre jünger und genauso viel mehr Berufserfahrung als ich, hob die Hände an und simulierte mit den Fingern eine hektische Tippbewegung auf einer fiktiven Tastatur: „Dann bist du sozusagen... Tipp-Schlau, oder?!“ Es gibt keine konsistente Definition von Intelligenz – sonst wäre das mit der Künstlichen nicht so kompliziert. Aber der Begriff gefällt mir: als volksontologische Kategorie, die das akademische Wissen auf seine körperlich-instrumentelle Dimension reduziert. Das Luft-Tastatur-Tippen, das den Begriff performativ untermalt, umso mehr.

Die Autorität hingegen reagiert in beamtenartiger Manier: „Und was macht man dann damit?“ Meine Promotion dekonstruiert Roboter, KI und Ethik – insofern fühle ich mich bei dieser Frage auf Seite der Diskursmacht. Mehr Zeitgeist geht nicht, denke ich mir und erläutere, dass ich zur Ethik von KI und Robotik forsche.

Die Autorität lacht und sagt frech: „AI, UI, XI – ehrlich: I don't care.“

Mein Thema überzeugt nicht. Die epistemische Kluft zwischen akademischer Wissensproduktion und lebensweltlicher Relevanzwahrnehmung manifestiert sich in diesem Satz mit entwaffnender Direktheit. Ob das Liebesleben von Ameisen sie mehr begeistert? Ich könnte eine Brücke bauen: über das Liebesleben von Robotern, über die Frage, was Liebe überhaupt ist, über Menschen, die sich in Roboter verlieben, über die moralische Legitimität simulierter Emotionen. Ich könnte konsequentialistische und deontologische Perspektiven erörtern, Fragen des Bewusstseins aufwerfen, die ontologische Grenze zwischen Subjekt und Artefakt verhandeln. Aber nichts davon interessiert die Beamtin so sehr wie das Liebesleben der Ameisen, zu dem ich nichts sagen kann.

Sie stempelt meinen Ausweis. erinnert mich ans Händewaschen. Entlässt mich.

Der Diskurs, so scheint es, ist an seine institutionellen Grenzen gestoßen.

2. Schicht – Schaum und Rauch

Es ist meine erste Schicht und ich tue mich schwer mit dem Milchschaum. Das Zischen der Kaffeemaschine kommt mir aggressiv vor. Maria schaut über meine Schulter und drillt mich: „Schneller, das Milchkännchen tiefer, nein, nein, nein, falsch! Guck dir doch mal diesen Schaum an, das ist eine Katastrophe!“ Sie schiebt mich zur Seite.

Maria hat auf Instagram ein Bild gesehen, wo jemand eine Vulva in den Milchschaum gezaubert hat. Latte-Art, sagt sie, ein Begriff, den ich noch nie gehört habe. Seit zwei Stunden versucht sie das nachzumachen und kippt dabei Liter um Liter Milch in den Abfluss. Ich schaue ihr zu. Manchmal darf ich auch kurz ran, aber sie hat wenig Geduld mit mir.

Ich sage ihr, dass mir das Wort Latte-Art neu ist. Irgendwie, wenn ich ein Wort für etwas lerne, das ich vorher nicht benennen konnte, dann ist das plötzlich da. Wie wenn man nachts das Licht

anmacht und sieht, was die ganze Zeit schon im Zimmer war.³ Maria verdreht die Augen. Die 21-Jährige war sechs Monate in Costa Rica und hat dort Barista gelernt. Sie hat keine Zeit für sowas.

Ein Kunde kommt rein und bestellt eine Zimtschnecke. Ich schiebe das Gebäck ungeschickt in die Tüte, mache viel Krach, kriege das Papier nicht ordentlich zusammen. Dann tippe ich die 3,80 Euro in die Kasse und wünsche einen schönen Tag. Dabei frage ich mich, ob ich gerade nur Mittel zum Zweck der Zimtschnecke war.

„Und was machst du so den ganzen Tag, wenn du philosophierst?“ fragt Maria jetzt. Sie hat aufgehört mit dem Milchschaum und schaut mich an. Ich weiß nicht, ob sie es wirklich wissen will oder ob sie mich einfach ein bisschen aufzieht. Ich sage: „Ich denk darüber nach, wo Roboter eingesetzt werden und ob das okay ist.“

„Hm.“

„Also zum Beispiel, ob Roboter unser Frauenbild verändern. So wie Filme das tun, oder Barbie-Puppen. Oder“ – ich grinse – „Kaffee-Vulven. Die Frage ist halt: Was verstehen wir als weiblich und wer entscheidet das eigentlich? Ich glaube, bei Robotern ist es extrem, weil sie physisch im Raum sind. Du kannst sie anfassen, du kannst mit ihnen physisch interagieren.“

Maria ist jetzt ein bisschen interessiert. Während ein Kunde geduldig auf sein Croissant wartet, fragt sie: „Und wie verändert sich das dann durch Roboter?“

Ich versuche das Croissant in die zu kleine Tüte zu manövrieren und erkläre dabei: „Kommt drauf an. Es könnte sein, dass wir einfach die alten Klischees weiterschreiben und verfestigen – wenn Pflegeroboter zum Beispiel immer weiblich aussehen. Aber es könnte auch anders laufen.“

Das Croissant ist endlich drin. Ich drücke die Tüte schnell zusammen, damit man nicht sieht, wie platt das Gebäck ist. „Es gibt zum Beispiel diesen Roboter von der NASA: Valkyrie.⁴ Hat eindeutig Brüste. Die NASA hat lange bestritten, dass er weiblich ist, bis der Chefdesigner irgendwann zugegeben hat: Ja, er hat ihn absichtlich so gestaltet. Wegen seiner kleinen Tochter. Damit sie sieht: auch Frauen können ins Weltall.“

Ich mache eine kurze Pause. „Naja. Nicht Frauen. Aber zumindest Roboter-Abbildungen von Frauen.“

Der Kunde steht immer noch da. Ich frage mich schon, ob er eigentlich ein Schokocroissant wollte. Aber er lehnt sich auf den Tresen – den ich gerade erst geputzt hatte – und fragt: „Wie heißt dieser Roboter?“

Viel Milch und wenig Schaum später mache ich mich auf den Heimweg. Maria macht die Spätschicht, ich habe Feierabend. Dann pingt mein Handy. Sprachnachricht von Maria.

„Also in der Pflege. Ich weiß nicht. Ich denke, wenn das für die Leute gut ist, dann ist das schon in Ordnung wenn die Roboter so eher weiblich sind. Oder? Ich mein, da geht es ja vor allem um die Menschen, die gepflegt werden, oder? Wenn die sich damit wohl fühlen... Ich meine, das muss sich ja gut für die anfühlen. Ich weiß nicht. Wie ist das denn?“

³ Siehe: Fricker, Miranda (2023): *Epistemische Ungerechtigkeit. Macht und die Ethik des Wissens*. Aus dem Englischen von Antje Korsmeier. Mit einer Einführung von Christine Bratu und Aline Dammel. München: C.H. Beck.

⁴ Siehe: Dattaro, Laura (2015): „Bot Looks Like a Lady. Should robots have gender?“, in: *Slate Magazine*, 04.02.2015, online unter: <https://slate.com/technology/2015/02/robot-gender-is-it-bad-for-human-women.html> (abgerufen am 10.06.2026).

Ich muss kurz stehen bleiben. Ich schreibe ihr zurück, dass das alles wichtige Fragen sind und dass ich ihr keine Antworten geben kann, aber dass wir bei der nächsten Schicht zusammen drüber nachdenken können. Und ich schreibe: „Du philosophierst!“

Eine Minute später pingt es wieder. Marias Stimme, ungläubig: „Ich philosophiere...?!“ Ein lauter Atemzug. Dann, halb zu sich selbst: „Wohl ein bissl.“

3. Schicht – der Gerät

„Darf's noch etwas Süßes dazu sein?“ Eine ältere Dame schüttelt den Kopf. Zucker. Sie verzichtet auf Zucker. Ich sage: Wir machen hier kein Bodyshaming, wenn sie eine Zimtschnecke will, kriegt sie eine Zimtschnecke. Sie lächelt. Ich lächle. Schöner Moment.

Und dann. Das Kartenlesegerät.

Sie hält ihre Apple Watch dran, cute. Aber: Nichts. Sie schaut mich an. Ich seufze. „Sie müssen erst auf Nein drücken.“

Okay so basically: das Gerät ist so programmiert, dass es euch zu Trinkgeld nudget.⁵ Ihr wollt nicht tippen? Dann müsst ihr aktiv Nein sagen. Dieser feine extra Schritt reicht. Fünf Prozent Trinkgeld. Einfach so. Das ist kein Zufall. Das ist Design. The way dass das mehr Menschen beeinflusst als jeder Vortrag den ich je halten werde.

Anstatt „Nein“ drückt auf „Abbruch“. Natürlich. Fast die Hälfte macht das. Weil das Gerät auch ein Touchscreen ist, aber das steht nirgendwo. Doppel-Piep. Vorgang abgebrochen. Ich starte neu. Sie sagt kleinlaut: „Achso, das wusste ich nicht.“ Ich fühle mich schlecht. Sie fühlt sich schlecht. Dabei ist nur die Technik schlecht.

Noted. Moving on.

Nächster Kunde. Hot. Lächelt. Schoko-Croissant. Auch er: Doppel-Piep. Ich fluche laut. Er lacht und sagt: „Vielleicht ist es verschüchtert, weil du ihm so einen bösen Blick zugeworfen hast.“

Ich sage: „Wir fangen gar nicht erst damit an, das Kartenlesegerät zu anthropomorphisieren.“

„Anthropo-was?“

„Vermenschlichen. Das Ding hat keine Gefühle. Das ist ein technologisches Artefakt.“ Kurze Pause. „Aber – und das ist der Plot Twist – Technik ist trotzdem nicht neutral. Sie hat Werte eingeschrieben. Sie ermöglicht bestimmte Dinge. Und sie verunmöglicht andere.“

Er blinzelt mich an.

„Dieses Gerät hier zum Beispiel.“ Ich fuchtele Richtung Kartenlesegerät. „Es manipuliert euch zum Trinkgeldgeben. Es macht den Bezahlvorgang unnötig kompliziert. Und es macht Menschen wie diese Dame da eben das Gefühl, zu blöd für Technik zu sein. Das ist nicht neutral. Das ist Design mit Konsequenzen.“

Stille.

„Lange Schicht?“ fragt er.

⁵ Siehe: Thaler, Richard H. / Sunstein, Cass R. (2021): *Nudge. The Final Edition*. New York: Penguin Books.

Ich bin seit 5 Uhr morgens wach. Ich habe acht Stunden an meiner Promotion geschrieben. Über genau das hier. Über gerechtes Design. Darüber, wessen Bedürfnisse Technik eigentlich abbildet – und wessen nicht.

Und dann stehe ich hier. Mit diesem Kartenlesegerät. Und denke mir: ich forsche genau dazu. Ich schreibe genau darüber. Ich kann es erklären, einordnen, benennen.

Aber hört mich jemand?

Das lebt jetzt rent free in meinem Kopf.

Er sagt nichts mehr und blinzelt mir verwirrt zu. „Ach, vergiss es.“ Sage ich. „Lange Schicht.“